



Gerd hat viele Jahre in seinem Job auf dem Buckel. Jede Stiege, die er auf seinem Rücken in Berliner Haushalte trägt, wiegt 90 Kilo. Und natürlich geht er auch nicht mit leeren Händen

## Der Mann mit der Kohle ist da

Text: Moritz Herrmann, Fotos: Martin Krüger, „Stern“ 12/2022

**Die Brikettschlepper aus Berlin-Kreuzberg wissen, dass sie keine Zukunft haben. Also machen sie einfach weiter**

Du schlingst den Riemen um die Stiege, legst ihn über die Schulter, bis er spannt. Du wickelst das andere Ende um die Faust, einmal, zweimal, sitzt straff, macht keinen Ruck? Der Riemen schneidet in die Haut, anders geht es nicht. In die Knie nun, rückwärts an die Ladefläche, wo die Stiege mit den Kohlen steht, den Rücken aufrecht, gerade. Und dann, nee, nicht mit einem Ruck – versuch es federnd, gleitend, mit Schwung aus der Hocke hoch, und in der Mitte der Bewegung vornüber einknicken, bis die Stiege mit einem Krachen aufsetzt. Tja, kann sein, dass die Kohlen stauben, aber jetzt hast du es richtig, jetzt voran, ist nicht die erste und die letzte eh nicht, warten noch viele mehr. Keine Müdigkeit vorschützen, kein Innehalten. Denk nicht dran, dass du 90 Kilo auf dem Buckel hast, davon werden die auch nicht weniger.

Du brauchst keine Muskeln, sagen die Kohleschlepper, du brauchst nur Willen. 80 Prozent beim Kohleschleppen sei Wille. 20 Prozent Verzweiflung.

Mehmet, die Visage voll Schweiß, wuchtet sich über das Trottoir. Sein Pullover ist, wo die Stiege aufliegt, durchgeschuert, Löcher und Fäden. Du gehst kaputt als Schlepper, hat er gesagt, du und deine Klamotten, die Frage sei nur, wen es eher erwischt.

Dieses Haus in der Reichenberger hat, dem Herrn sei's gedankt oder wem auch immer, einen Lift, der sonst die Autos der Anwohnenden zu den Etagen bringt. Oben, auf dem Balkon, wo sie ausladen, parkt ein Range Rover, poliert, als sei er eben vom Fabrikband gerollt. Wer so wohnt, hat Geld und heizt den Ofen nur für die Gemütlichkeit, für die Vervollkommnung des eigenen Lebensgefühls. Die Kundin, eine hippe Kreuzbergerin, wiegt nachdenklich ihren

Kopf: „Die armen Leute, die gar keine Heizung haben, schlimm ist das.“ Hernach kauft sie Mehmet und Gerd, den Kohleschleppern, noch zwei Kaffee schwarz am Späti, das müsste sie nicht tun, das ist nett, und zählt ihnen Trinkgelder in die Hand, mehr, als sie sonst kriegen.

Sie stehen am Laster, die Becher dampfen, Mehmet und Gerd dampfen auch. Mehmet murmelt, mehr zu sich selbst: „Wie bin ich hier bloß gelandet? Sag, wie nur?“ Gerd sagt nichts.

Mit solchen Fragen fährt Mehmet durch den Tag, hat sie immer dabei, stapelt sie auf die Ladefläche, neben die Ladung. Er kam nach Berlin, um sich eine Zukunft aufzubauen, jetzt macht er einen Job aus der Vergangenheit.

Vorhin, sieben Uhr früh, lag der Kohlehof in Britz einsam, am Boden Briketts, am Himmel Restnacht, beide schwarz, voneinander nicht zu unterscheiden. Der Regen prasselte dicht, Wind von Norden, aus dem Kohlestaub am Boden war bald ein Gieß geworden, der an den Schuhen klebte und schimmerte wie mit Silber vermischte Asche. Die Kohleschlepper saßen schweigend unter dem Wellblech, ließen die Zigaretten glimmen, was wohl Begrüßung genug sein musste.

Da saß Dirk Kögler, Chef des Ganzen, ein großer Mann mit kleinen Augen. Hält den Laden am Laufen, weil der Laden ihn am Laufen hält. In vierter Generation Herrscher über das Telefon, die Aufträge, die Routen. Nur Helfer findet er keine mehr, die den Job noch machen wollen. Manche probieren, prahlen und mackern und knicken nach einer Tour ab, Eintagsfliegen nennen sie die. Andere haben es zu lange gemacht, sind für immer gegangen, über die Schippe gesprungen, sagen sie hier dazu, er habe sie selig. Dirk

Kögler nimmt die, die ihm geblieben sind.

Der wunderliche Gerd, Gesicht eines traurigen Clowns, schleppt seit 1980 für die Köglers Kohlen, in der Kluft Staub aus Jahrzehnten.

Der Dürre, der heute eingesprungen ist, stand auf der Matte und falls er einen Namen hat, behält er ihn für sich, ihm zittern die Hände.

Wolfgang, ein Bauch von einem Kerl, hat 40 Jahre Kohlen geschleppt, die Häuser hoch, die Keller runter, jetzt schippt er nur noch am Hof, schippen muss ja auch einer, schippen und stapeln. Wolfgang, Arthrose in beiden Beinen, sagt, ich mach so lang, wie's geht, kriech keene Rente, und die Hunde brauchen zu füttern. Seine Hunde sitzen dabei, ein Großer, der bellt, und ein Kleiner, der wimmert, gehören dazu.

Und dann ist da eben noch Mehmet, der gern Uwe genannt werden möchte, was niemand macht. Wenn man ihn nur Uwe nennen würde, glaubt Mehmet, hätte es ein Ende mit den Beleidigungen, dann rief er ihn keiner bei ihren Touren mehr Schwarzkopf, Ölauge, Ausländer. Es will ihm nicht in den Kopf, dass man einem, der seinen Dienst tut, nach-

schimpft, aber die Leute sind wohl so, in Deutschland. Was würden sie tun, wenn er nicht geächtet käme mit der Stiege? Die Kälte könnten sie dann beschimpfen, nur die!

Einst gab es in Berlin an allen Ecken die Kohlefritzen, jeder Kiez hatte seinen eigenen, mehr als 900 allein in Westberlin. Heute ist der Kögler unter den Letzten, die ranschaffen, wie lange noch, wer weiß das schon? Nicht mal er selbst. Erst Wochen ist's her, dass wieder ein Kollege anrief, um sein Aufgeben zu vermelden, zu wenig Umsatz, noch weniger Kraft. In so einem betrüblichen Fall gibt's Trost, von denen, die weitermachen. Ein gutes Dutzend sind sie noch, vielleicht nur noch zehn.

Vor der Wende, da hatten sie 470 000 Wohnungen mit Kohleofen in Berlin, an fette Jahre glaubten sie. Die währten nur kurz, in den Neunzigern wurde durchsaniert, der neue Ostteil zuvorderst. Heute sind es nur noch 40 000 Buden, die einen funktionierenden Ofen haben, so schätzt die Schornsteinfegerinnung der Stadt.

Moment mal, nur noch? Ist das nicht doch viel, reicht das nicht aus?

Und tatsächlich: Die Auftragslage, im Herbst dieses kaputten Jahres, in dem wieder ein europäischer Krieg tobt, sie ist eigentlich glänzend, geradezu formidabel, zumindest in der Theorie. Weil Gas Luxus geworden ist und teuer. Lieber Kohle, das dachten viele, Köglers Telefon steht seither nicht mehr stumm. Er könnte zehnmal häufiger ausfahren und diese Geschichte hier mithin von einer unwahrscheinlichen Renaissance erzählen, vom Comeback der Kohle. Es wäre nur gelogen.

Denn Kögler kommt nicht nach. Kriegt kaum noch Kohlen, leer der ganze Markt. Deutschland hat, darüber kann er sich toll aufregen, die Produktion runtergefahren. Bottrop und Ibbenbüren sind schon dicht, das Werk in Frechen, das die Union-Briketts macht, schließt zum Jahresende. Bleibt nur die Schwarze Pumpe mit den Rekord-Briketts aus Lausitzer Braunkohle, aber alle kann sie nicht bedienen, nicht allein.

Und Kohle aus Russland und Weißrussland: totsanktioniert. Die aus der Ukraine dreimal teurer als vorher, hadert Kögler, wobei das bei ihm nur eine wegwerfende Geste ist, eine, mit der er hinter sich weist, dahin, wo er das Schicksal vermutet. Wut wird nach innen geraucht, auf Lunge. Es ist ein Tod auf Raten, eine fünfte Generation Kohlehandel namens Kögler wird es nicht geben. So ist Dirk Kögler ganz gegen seinen Willen zu einem Mangelverwalter geworden, zum Restpostenmanager, zum Großmeister des ständigen Vertröstens.

Wir wechseln dafür kurz den Tag der Beobachtung, sind nun an einem Montag in Kreuzberg, in Köglers Kohlekeller im Souterrain, wo Stammkunden vorstellig werden und Neukunden auch. Signierte Frank-Zander-Platten an der Holztäfelung, ein Allesbrenner in der Ecke knistert. Eine Homepage hat Kögler nicht, keine Mailadresse, nur diesen Keller und ein Telefon, das er, so scheint's, nie abnimmt.

Kommt eine Frau treppab, bitte, ruft sie von Weitem, noch nicht mal an Köglers Schreibtisch angelangt, bitte, ich muss auf Ihre Liste, hab nur einen Ofen und sonst nichts.

**Dirk Kögler könnte mehr Kohle verkaufen – falls er mehr hätte**



Seit mehr als 40 Jahren schleppt Gerd Kohle zu den Kunden



Kinder habe sie aber auch, zweie gleich, sollen die frieren? Kögler schiebt den gewaltigen Taschenrechner weg und zeigt mit Bedauern die Listen, handbeschriebenes Karopapier, dicht an dicht. Schauen Sie, sagt er, die warten alle, die muss ich alle abarbeiten. Wenn mal wieder was rein komme, dann werde er anrufen. Die Frau sieht aus, als weine sie gleich.

Kögler hat ein Herz, das schon, nur Kohle hat er eben nicht genug. Im Vorraum, früher bis unter die Decke mit Kiepen vollgestapelt, ist Leere. Kögler schmeißt Späne in den Allesbrenner, raucht eine Zigarette, ein Seufzen. Es reicht nicht mal mehr für die Stammkunden, geschweige denn für all die Verzeifelten. Zu ihm kommen Hartzler, Alleinerziehende, Rentner, Greise, die sich die Finger warmreiben, genau wie fesche Start-up-Burschen aus dem Prenzlauer Berg, die gedacht hatten, der Vermieter werde den Ofen noch vor dem Winter raussanieren, was aber nicht passiert ist, nun betteln sie Kögler an. Wenn einer zwei Tonnen bestellt, bekommt er vom Kögler eine halbe, und die auch nur mit Glück. Damit alle ein bisschen was haben und nicht einer alles.

Ein Senior mit weißen Locken grüßt und grinst, was haste da, fragt er.

Was brauchste, fragt Kögler zurück.

Ich nehm, was du da hast, sagt der Mann.

Da hab ich nüscht mehr, sagt Kögler.

Im Sommer, erzählt der Lockige, habe sein Sohn gesagt, eine Tonne koste 400 Euro, und er habe dem Sohn geantwortet, nee, zu teuer, Junge, wir warten, der Preis wird fallen. Kögler guckt hoch, der Lockige runter, und dann lachen sie, dass es im Keller hallt. Eine Tonne kostet jetzt 840 Euro.

An der Wand hängen schwarz-weiße Fotos von Köglers Urgroßvater, vom Kohlewagen mit Pferdegesspann. Mit dem hatte 1909 angefangen, was Kögler zu Ende bringen muss. Der Großvater, der aus einem anderen Rahmen strengen Blickes die Misere betrachtet, hat immer gesagt, alle zehn Jahre ändere sich was im Geschäft mit der Kohle, das sei der Lauf der Dinge. Aber nun, ruft Dirk Kögler, ändere sich alle zehn Tage was, ein Glück, dass die Vorgänger das nicht mehr erleben. Dass sie nicht mehr mitkriegen, wie sich die Kohlehändler anrufen, mit träger Panik in der Stimme.

Hast du was geliefert bekommen? Nee, nüscht. Du?

Damals, als sie die guten Jahre hatten, da roch die Stadt noch nach Braunkohle, nach Schwefel und Ruß. Ein Dunst, der sich in die Straßen hinabsenkte, feucht und warm, und in den Hinterhöfen stand wie Suppe in einem Topf. Da lud der Berliner Kohlenhändlerverband noch zum Eisbeissen in die Festsäle an der Hasenheide ein, längst vorbei. Gibt vom Verband auch keine Dampferfahrten mehr. Gibt nicht mal mehr den Verband.

Hat diese Stadt denn vergessen, dass sie mit Kohle die wurde, die sie heute ist? Kohle war Wärme, Kraft, Elektrizität für Berlin, Kohle kam über die Spree in den Pöten. Kam mit der Bahn aus England, von der Ruhr, aus Schlesien, und falls sie nicht kam, war aber was los oder eben nichts mehr. Wie 1947, als Tausende erfroren. Wie zur Berliner Blockade,

als die Luftbrücke eine Koksbrücke war, mehr als die Hälfte der Güter in den Fliegern war doch Kohle.

Im Sommer muss Kögler mit seinen Männern jetzt Entwürfelungen machen, weil nichts mit Kohle mehr ist und auch keiner einlagert, Abrisse machen sie, fahren Pflanzen für den Großhandel, herrje.

Aber zurück zu der Kohletour, zu Mehmet und Gerd. Die sind vorgefahren in Schöneberg, Katzlerstraße, hinterm Gleisdreieck. Alle Säcke mit Kohle einem Herrn in den Keller tragen, von dem Mehmet sagt: Pass auf, am Ende stehen da Kekse und Limonade. Aber erst einmal schließt der Herr die Tür in die Kellergewölbe auf, und Mehmet starrt die Treppe hinab, als wäre sie der direkteste Weg in die Hölle, er ruft: „Allmächtiger!“ Dann strätzt er los, den ersten Sack holen.

Durch den Regen, durch den Flur, durch den Hof. Die Treppe runter, 16 Stufen, Halbdrehung nach rechts, die Decke nur noch 1,60 Meter tief. Acht Schritte, rechts der Keller, eine Lattentür, hinein die Kohlen, auf den kleinen Berg, der größer wird. Nach Fäule riecht es, nach alten Möbeln, nach Ratte. Das ist tödlich, schnauft Mehmet und schleppt weiter, schleppt, schleppt.

**Die meisten denken, das Schleppen würde auf den Rücken gehen, dabei ist es härter für Knöchel, Knie und Hüfte**



**Machmal bekommen die Schlepper für ihre Plackerei ein wenig Schmalz – so nennen sie das Trinkgeld**



Nicht immer kommen Köglers Jungs mit Kohle.  
Manchmal bringen sie Kaminholz



Mehr als 900 Kohlehändler existierten allein in Westberlin.  
Heute gehört Köglers Laden zu den letzten seiner Art



Früher kam die Kohle mit der Bahn. Aber die Schienen am Kohlehof sind stillgelegt. Jetzt bringt ein Lkw die Ware

Irgendwann ist der Keller voll, die Pritsche leer, im Hausflur stehen Limonade und Kekse, hat er ja gesagt. Mehmet und Gerd trinken gierig. Der Alte reicht ein Kuvert, und Gerd zählt, stimmt so. Draußen spuckt Mehmet schwarz in den Rinnstein, Kohlestaub aus seiner Lunge. Am Abend wird er wieder ein Glas Vollmilch exen, wie jeden Tag. Milch reinigt von innen, daran glaubt er, weil an irgendwas muss man doch glauben.

Der Regen fällt dichter. Mehmet, ganz nass, starrt in den Himmel. Wenn es nach mir ginge, sagt er, wär ich heute weg, nicht morgen. Er dreht sich zu Gerd. „Oder, Gerd?“  
Gerd sagt nichts.

→ Der Fotografenkollege Martin Krüger brachte dieses Thema auf – Berlins letzte Kohleschlepper, sonst allen Zeiten enthoben, mit einem Male aber im Zentrum politischer Debatten. Weil Gas knapp und Kohle wieder beliebt wurde, der Abbau aber vielerorts im Land schon eingestampft war. Eher schwierig geriet der Erstkontakt: Kohlechef Kögler hat keine Mailadresse, reagiert auf Anrufe nicht, ist kaum zu fassen. Am Ende bereitete der gute, alte Brief den Weg für die Treffen. Es folgten ein langer Besuch im Kohlekeller im Körtekiez in Kreuzberg, wo Kögler die wenige Kohlen, die sie noch kriegen, fair zu verteilen versucht. An anderem Tag dann die Begleitung der Kohleauslieferung ab dem Hof in Britz. Quer durch die Stadt, im Mietwagen dem Kohlelaster verfolgend. Gespräche in alten Treppenhäusern, Visite in Wohnungen ohne Heizung. Dazu historische Recherche im Geschichtsmuseum FHXB, das Stöbern in alten Ausgaben der Kreuzberger Chronik, besonders empfohlen sei der tolle Film „Kohle für Berlin“ von Sabine Loll. Es galt, bei Bildern wie beim Schreiben, der Truppe ihren Stolz zu lassen, ihre Renitenz, mit der sie dem Unausweichlichen – ihr Gewerbe stirbt – entgegen sieht. Nützt ja nüscht.



**Text: Moritz Herrmann**, geboren 1987 in Rostock, dann sehr schnell ohne eigenes Zutun nach Hamburg geflohen. Hat in Bremen und Manipal Fächer studiert, die nicht wichtig waren. Absolvent der Henri-Nannen-Schule, danach viele Jahre freier Reporter, seit 2021 beim „Stern“ im Gesellschaftsressort.



**Fotos: Martin Krüger** ist in Stralsund geboren. Er studierte Fotografie an der Hochschule für Grafik und Buchkunst Leipzig. Mit viel Empathie arbeitet er für seine Kunden. Seine Leidenschaft sind Reportagen und Portraits. Aktuell widmet er sich dem Arbeitermilieu und der Sozialreportage.